Übungsklausur für Schüler

Helga M. Novak: Schlittenfahren (1968)

Das Eigenheim steht in einem Garten. Der Garten ist groß. Durch den Garten fließt ein Bach. Im Garten stehen zwei Kinder. Das eine der Kinder kann noch nicht sprechen. Das andere Kind ist größer. Sie sitzen auf einem Schlitten. Das kleinere Kind weint. Das größere sagt, gib den Schlitten her. Das kleinere weint. Es schreit.

Aus dem Haus tritt ein Mann. Er sagt, wer brüllt, kommt rein. Er geht in das Haus zurück. Die Tür fällt hinter ihm zu.

Das kleinere Kind schreit.

Der Mann erscheint wieder in der Haustür. Er sagt, komm rein. Na wirds bald. Du kommst rein. Wer brüllt, kommt rein. Komm rein.

Der Mann geht hinein. Die Tür klappt.

Das kleinere Kind hält die Schnur des Schlittens fest. Es schluchzt.

Der Mann öffnet die Haustür. Er sagt, du darfst Schlitten fahren, aber nicht brüllen. Wer brüllt, kommt rein. Ja. Ja. Jaaa. Schluss jetzt.

Das größere Kind sagt, Andreas will immer allein fahren.

Der Mann sagt, wer brüllt, kommt rein. Ob er nun Andreas heißt oder sonst wie.

Er macht die Tür zu.

Das größere Kind nimmt dem kleineren den Schlitten weg. Das kleinere Kind schluchzt, quietscht, jault, quengelt.

Der Mann tritt aus dem Haus. Das größere Kind gibt dem kleineren den Schlitten zurück. Das kleinere Kind setzt sich auf den Schlitten. Es rodelt.

Der Mann sieht in den Himmel. Der Himmel ist blau. Die Sonne ist groß und rot. Es ist kalt.

Der Mann pfeift laut. Er geht wieder ins Haus zurück. Er macht die Tür hinter sich zu.

Das größere Kind ruft, Vati, Vati, Vati, Andreas gibt den Schlitten nicht mehr her.

Die Haustür geht auf. Der Mann steckt den Kopf heraus. Er sagt, wer brüllt, kommt rein. Die Tür geht zu.

Das größere Kind ruft, Vati, Vativativati, Vaaatiii, jetzt ist Andreas in den Bach gefallen.

Die Haustür öffnet sich einen Spalt breit. Eine Männerstimme ruft, wie oft soll ich das noch sagen, wer brüllt, kommt rein.

Quelle: Helga M. Novak: Schlittenfahrt. In: Dies.: Aufenthalt in einem irren Haus. Gesammelte Prosa. Frankfurt/M.: Schöffling & Co. Verlagsbuchhandlung 1995, S. 82 f.

 1 Interpretieren Sie diese Kurzgeschichte.

Erwartungshorizont

Die Kurzgeschichte von Helga M. Novak „Schlittenfahren“ ist 1968 entstanden. Sie beschreibt sehr anschaulich die Hilflosigkeit von Erwachsenen im Umgang mit ihren Kindern. Thematisch macht sie auf die mangelnde bzw. misslingende Kommunikation zwischen einem Vater und seinen beiden Kindern aufmerksam und übt so deutliche Kritik an der Gesellschaft der späten sechziger Jahre.

Der Text ist äußerst handlungsarm: Zwei Kinder spielen in einer winterlichen Landschaft im Garten gemeinsam mit einem Schlitten. Durch diesen Garten fließt ein Bach.

Der Vater der Kinder bleibt im Haus. Zwischen beiden Kindern kommt es zu einem Streit um den einen Schlitten. Vor allem das kleinere Kind weint, schreit, quengelt, um seinen Willen durchzusetzen. Durch den Lärm veranlasst, tritt der Vater aus dem Haus und versucht, durch eine Drohung die Ordnung wiederherzustellen („wer brüllt, kommt rein“, Z. 8 f.). In insgesamt fünf identischen Situationen wiederholt der Vater diese Äußerung.

Seine Drohung bleibt jedoch verbal, die Kinder reagieren entsprechend, weil sie zu wissen scheinen, dass die Worte folgenlos bleiben. Dem Vater ist offensichtlich nicht daran gelegen, sich auf den Streit der Kinder einzulassen oder eine Lösung zu finden. Seine Reaktion gilt lediglich dem Lärm, den die Kinder produzieren.   
Er will seine Ruhe behalten und mit ihnen möglichst wenig zu tun haben. Seine Drohungen treiben die Handlung nicht voran; ihre ständige Wiederholung wirkt wie ein rituelles Programm, das allen bekannt ist und nichts verändert. Das bleibt auch dann so, als das kleine Kind in den Bach fällt. Auf den Hilferuf seines Ältesten reagiert der Vater mit der gleichen Wortwahl wie zu Beginn, er bleibt passiv, hilft nicht. Er verhält sich in diesem Text nicht so, wie man es von einem fürsorglichen, verantwortungsbewussten Vater erwarten würde. Er geht nicht auf seine Kinder ein, hört ihnen nicht zu, interessiert sich offensichtlich nicht für sie.

Ungewöhnlich – zumindest für die Familiensituation der sechziger Jahre – erscheint die Familienkonstellation.   
In der Kurzgeschichte ist vom "Mann" und von "Kindern" die Rede, Frauen spielen keine Rolle. An keiner Stelle erfahren wir etwas über die Mutter. Die Abwesenheit der Mutter lässt die Hilflosigkeit des Vaters in besonderer Weise spüren. Gründe für sein Verhalten bleiben spekulativ – überfordert, egoistisch, unfähig, bequem; es ist schließlich auch irrelevant, was ihn konkret dazu bringt, nicht einzugreifen. Wichtiger erscheint die dahinter stehende generelle Haltung, das Desinteresse am Verhalten der Kinder.

Die Handlung der Kurzgeschichte wird aus neutraler Erzählperspektive beschrieben, was den Leser von der Handlung distanziert. Es drängt sich das Bild einer Bühne mit abstrakten Requisiten und Kulissen auf. Verstärkt wird dieser Eindruck durch die nüchterne Wortwahl und den monotonen Satzbau. Es gibt keine schmückenden Adjektive, keine Bewertungen des Erzählers. Die Emotionslosigkeit der Sprache wird durch die ständigen Wortwiederholungen betont. Die Syntax besteht fast ausschließlich aus sehr kurzen Hauptsätzen im Präsens. Wörtliche Rede, die einen sehr großen Teil des Textes bestreitet, ist nicht gesondert gekennzeichnet und unterscheidet sich formal nicht vom übrigen Text. Die Personen werden nicht individualisiert. Nähere Angaben gibt es lediglich über das eine Kind, das Andreas heißt und noch nicht sprechen kann. Aber auch diese Annäherung wird zurückgenommen, wenn es heißt „ob er nun Andreas heißt oder sonst wie“ (Z. 24 f.).

Auffallend ist jedoch die Unterteilung des Textes in viele Absätze. Der erste – und gleichzeitig längste –   
Absatz liefert den für die Kurzgeschichte typischen unvermittelten Einstieg. Der Leser wird mit einer zunächst idyllischen Situation konfrontiert. Sie löst sich allerdings schnell in der Wiederholung fast identischer Handlungsschritte auf, in denen die Idylle immer mehr an Bedeutung verliert, bis der offene Schluss die Katastrophe nahelegt. Damit soll vermutlich der Leser zum Nachdenken über die Kommunikationsunfähigkeit   
in der Familie angeregt werden.

Die Anonymisierung erscheint sinnvoll, verallgemeinert sie doch die Aussage des Textes. Helga M. Novak bewahrt Abstand zu den Personen dieser Geschichte. Der Leser kommt ihnen nicht zu nahe und kann somit keine Beziehung zu ihnen aufbauen.

Die Autorin fordert dazu auf, „Schlittenfahren“ nicht als Einzelgeschehen zu betrachten, sondern in einen viel größeren, komplexeren Zusammenhang zu stellen. Die Kommunikation zwischen Kindern und Erwachsenen scheitert an der Interesselosigkeit der Erwachsenen. Die Kinder wachsen im Wohlstand der gutbürgerlichen Eigenheim-mit-Garten-Situation auf. Sie scheitern und gehen zugrunde, wenn dieser Wohlstand erkauft wird durch eine zunehmende Distanz zu den Eltern. Dieser Einzelfall kann damit paradigmatisch auf die Wohlstandsgesellschaft der sechziger Jahre projiziert werden.